

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 52

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30
 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—
 Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken /
 Abonnements-Eingangsungen auf Postfach-
 Konto VIII b 58 Winterthur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Gesellschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
 Inseraten-Annahme: Anstalt Fide U.-G., Stöcklistrasse 64, Zürich 2, Telefon 27 20 75. Postfach-Ronto VIII 12433
 Administration, Druck und Expedition: Druckerei Winterthur S.G., Telefon 22 52 52. Postfach-Ronto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einseitige Zeile metzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /
 Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. /
 Schriftgröße für 60 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschläge der Inserate - Anfertigung Montag abends

Zum neuen Jahr 1947

Wie heimlicher Weise
 Ein Engelchen leise
 Mit rosigen Füssen
 Die Erde betritt,
 So naht der Morgen.

Jauchzt ihm, ihr Frommen
 Ein heilig Willkommen,
 Ein heilig Willkommen,
 Herz, jauchze du mit!

In ihm sei's begonnen,
 Der Monde und Sonnen
 An blauen Gestellen
 Des Himmels bewegt,
 Du Vater, Du rufe!

Du lenk und wende
 Herz, die in die Hände
 Sei Anfang und Ende,
 Sei alles geleht.

Eduard Mörike 1832.

Zum neuen Jahr

Wir möchten das neue Jahr nicht beginnen,
 ohne einen Gruß und Dank an unsere gebrüder
 Abonnenten, Leser und Mitarbeiter zu richten.
 Die Durchführung eines Organs wie das un-
 serige, das gewissermaßen „überparteilich“ sich nicht
 auf die für einen Verein, eine Organisation obli-
 gatorische Unterführung verlassen kann, ist finan-
 zuell keine Kleinigkeit und eigentlich ein ständiges
 Risiko. Umso dankbarer sind wir deshalb dem zum

Teil Jahrzehnte alten Grundstod unserer Abonnenten,
 die über mancherlei bewegte Zeiten immer treu
 zum „Schweizer Frauenblatt“ gehalten, und seine
 Existenz damit gesichert haben. Es ist mit einer
 Zeitung wie mit den Menschen: Nicht alles was
 sie sagt und behauptet und vertritt, sagt uns zu;
 aber wenn wir den guten Willen darin und die
 Notwendigkeit ihrer Existenz erkennen, so werden
 wir sie so wenig fallen lassen als solcher Meinungs-
 veränderungen willen, als wir einen Menschen
 fallen lassen, wenn er uns einmal ärgert.

Das „Schweizer Frauenblatt“ hat seine Aufgabe
 immer darin gesehen, neben der allgemeinen Ori-
 entierung über die Arbeit in der schweizerischen und
 internationalen Frauenbewegung als Plattform
 der freien Diskussion zu dienen, wie uns dies in
 den politischen Tageszeitungen nicht in dem
 Maße möglich ist. Wir bitten deshalb unsere
 Freundinnen und Freunde nicht nur selber auch
 im neuen Jahr ihrem Frauenorgan die Treue zu
 halten, sondern uns zu helfen, den Abonnentenstand
 ständig zu mehren. Denn je größer dieser ist, desto
 unabhängiger und vielseitiger kann das Blatt
 ausgebaut werden.

Dies ist unser Wunsch, dem wir denjenigen
 an Sie alle ansprechen, daß 1947 einen guten
 Jahres in Ihrer Arbeit, Ihrer Aufgabe, Ihrem Fa-
 milienkreis Glück, Liebe und eines Vertrauens
 Ihrer Umgebung bringen möge, das allein die Basis
 sein kann für eine geeignete Zusammenarbeit
 auch in dieser schweren Aufschwungzeit. Ein Vertrauen,
 um das auch wir bitten.

Neujahr 1947.

Vorstand und Redaktion
 des „Schweizer Frauenblatt“.

„Herzlichen Glückwunsch“

E. B. In den Tagen, da ein Jahr zur Reize
 geht, pflegen wir in großer allgemeiner Einigkeit
 den Wunsch, uns Glück zu wünschen. Nicht andere
 freisetzt im Kreislauf des Jahres steht diese Welle
 von herzlichen Glückwünschen aufzuschwellen, von den
 einen zu den andern hin und her wogen, bis alle
 irgendwoher diesen Glückwunsch erhalten ha-
 ben. Aus der hoffenden Erwartung des Menschen
 der sich die Zukunft schoner wünscht als die Gegen-
 wart, aus dem Wunsch, sich Glück nach kommen-
 dem Glück und aus seiner Bereitschaft, ein solches
 auch allen seinen Freunden und Bekannten zu
 wünschen, entspringt dem uns Massenweise gestreuten
 Ausdruck: „Den folgenden Wünschen ist geradezu
 eine Glückwünschindustrie entstanden, die um die
 Jahreswende Anzeigenverleiher, Künstler, Käufer und
 Verkäufer um nicht zuletzt die Postbeamten in Be-
 wegung setzt. In allen Branchen, vom Intimen,
 vornehmlichen Wünschen liebender Menschen bis zum
 gewöhnlichen Glückwunschgeschäft feierlicher Silbe-
 hergestaltungen kommt das eine zum Ausdruck:
 „Herzliche Glückwünsche!“
 Nicht von ungefähr sind wir zur Zeit der kün-
 ftigen Tage, da wir nach Wärme und Heiligkeit
 hungern, am meisten bedürftig, das Glück von der

Zukunft zu erwarten. Denn was der tiefe Winter
 uns Menschen — wenn wir geschätzt vor Wärme
 und Sonne leben dürfen — in seiner Sonderart zu
 geben hätte, wird heute nur wenigen zuteil.
 Können wir uns dem Rhythmus der Natur mehr
 anschließen, so gäbe uns diese Jahreszeit sehr wun-
 diges: mehr Schlaf (als Ausgleich für den frühen
 Schlaf in Sommernächten), mehr Bedächtigkeit,
 den Feinden der Entspannung und mit ihm die
 Gelegenheit zu manchem Tun für Kopf und
 Hände an langen Winterabenden, auch zu
 Konzentration und Intuition. Aber solches ist
 nur wenigen beschieden. Denn wer darf darauf
 sein, daß er nicht Mühsal auf den Züngen
 einer in Winter wie im Sommer gleich
 langen Arbeitszeit zu nehmen hätte, daß er nicht
 so wenigstens ist es in den Städten — der Ver-
 suchung oder auch der Verpflichtung erlage, Ver-
 sammlung, Kino, Konzert, Theater, Dancing, also
 die Orte der Abendarbeit oder der abendlichen Freize-
 itation anzuschließen? Das helle, friedliche Licht
 läßt die Nacht zum Tage, doch Täuschung ist der
 Überhang gewonnener Winterzeit; er zwingt den
 Menschen, sein Verstum der Sommerleistung anzu-
 gleichern, sich zu überfordern.

Wie selten begegnen wir in den Straßen der
 Städte dem ausgeruheten Menschen!

Daß es so ist, ist nicht die Schuld des Einzelnen,
 es ist der Ausdruck einer Epoche. In ihr hat Be-
 dächtigkeit keinen Raum, denn alle Lebensform,
 um nicht zu sagen Lebensschritt, wird vom Zeit-
 begriff beeinflusst. Weil alles immer schneller, in
 immer kürzerer Zeit bewältigt wird und werden
 muß durch immer leistungsfähigere Maschinen,
 haben wir — paradoxerweise — immer weniger Zeit.
 In 16 Stunden fliegt die Dufourmaschine von New
 York nach Genf, in drei Stunden fährt demnächst
 der schnelle Bahnwagen von Genf nach Zürich.
 Aber gewinnen wir dadurch Zeit? Werden wir
 dadurch gemüthlicher leben können?

Wir sind nur umso mehr eingespannt
 in eine Welt von Begriffen und Forderungen, welche
 die Zeit nicht mehr als Lebenszeit, als Spanne
 eines Menschenlebens empfindet und achtet,
 sondern sie als eine mit der Stoppuhr meßbare
 Größe wertet, die immer mehr befristet werden
 muß. Wir besiegen die Zeit durch Schnelligkeit
 sehr gründlich; sie aber befristet uns, indem sie
 sich uns entzieht: wir haben immer keine Zeit,
 keine Zeit mehr für Wesentliches und auch keine
 Zeit für genügend wohnende kleine Anspannun-
 gen... bis flakt der Stoppuhr die Sanduhr Stun-
 den nicht und unseres Lebens Reize anzeigt.

„Von Fischen zu Fischen mit leuchtender Brust,
 Nur das blüht nicht mehr als Lebenszeit, als Spanne
 eines Menschenlebens empfindet und achtet,
 sondern sie als eine mit der Stoppuhr meßbare
 Größe wertet, die immer mehr befristet werden
 muß. Wir besiegen die Zeit durch Schnelligkeit
 sehr gründlich; sie aber befristet uns, indem sie
 sich uns entzieht: wir haben immer keine Zeit,
 keine Zeit mehr für Wesentliches und auch keine
 Zeit für genügend wohnende kleine Anspannun-
 gen... bis flakt der Stoppuhr die Sanduhr Stun-
 den nicht und unseres Lebens Reize anzeigt.“

Die „ungeheuerliche Situation“ ist
 dem Verfasser, der allen Besitz und alle bürger-
 liche Sicherheit verlor, Tag und Nacht gegenwärtig;
 sie ist — als menschliche Situation überhaupt —
 auch uns, die wir uns noch einer Heimat er-
 freuen dürfen, in den furchtbarsten letzten Jahren
 deutlich geworden. Sie ist — da wir um die Wirt-
 schaft der Atomombe wissen und um die Macht
 und Gewinnkraft der Menschen, um das Mißtrauen
 der „Großen“ gegeneinander und um den ver-
 ständlichen, aber verflissenen Kampf der Interessen-
 gruppen in Groß- und Kleinststaaten (die Schweiz
 nicht ausgenommen), auch jetzt, nach Kriegsende,
 immer Gegenwart. „Ungeheuerliche Situation“
 heißt nichts anderes als Gefährdung, Unsicherheit.
 Es ist die menschliche Situation schlechthin.

Die große Mitleidigkeit, das Vertrauen durch den
 riesigen Zerstörungsbetrieb, die vielen Selbst-
 morde (über 1000 im letzten Jahr in unserer
 Schweiz) — ist dies nicht alles Ausdruck einer
 Angst, oft auch nur unbewusster Angst, vor der
 „ungeheuerlichen Situation“? Und wahrlich, was
 sich dies Jahr in der Welt der großen Politik, in
 den Bezirken der Weltwirtschaft abspielte, war
 gewiß nicht dazu angelegt, von außen her Beruhigung
 zu bieten: langsam und mühsam, wie es offenbar
 anders nicht sein konnte, haben sich die interna-

len Verhandlungen zwischen den Außenministern
 der Großmächte und die Arbeiten der UNO
 für den Aufbau einer geordneten Welt entwickelt.
 Der an Tempo gewohnte Mensch lernt nur schwer
 die Geduld, mit der allein das Werden solchen Ge-
 schesens verstanden und beurteilt werden kann.
 Ringsum sind notleidende Völker, die auf Fried-
 ensverträge warten; die „Sieger“ ihrerseits leiden
 unter ihrer Verarmung, wie Frankreich und Groß-
 britannien und melden von Konflikten, wie sie für
 den Umbau vom reinkapitalistischen Staat zum Sozial-
 staats mit sich bringt. Wählich, es braucht Mut, sich
 dieses Jahr „Glück“ zu wünschen!

Und doch, wir sollen es, wir dürfen es. Denn das
 Bewußtsein, in ungeheuerlicher Situation zu stehen,
 ist nicht allein negativ zu werten. Wir sind wissen-
 der geworden. Und erst solches Wissen um Le-
 benselemente macht uns fähiger zur Bitter-
 heit: Was uns heute unser täglich Brot; macht uns zu-
 verlässlicher, offener, aufhorchender für den Rat-
 schlag der Bibel: „Suchet zuerst sein Reich und seine
 Gerechtigkeit, dann werden euch alle diese Dinge
 hinzugefügt werden. Darum so forget euch nicht
 um den morgenden Tag, denn der morgende Tag
 wird seine eigene Sorge haben. Jeder Tag hat ge-
 nug an seiner eigenen Plage.“

Und wenn wir Glück wünschen, Glück im neuen
 Jahr, so soll es dies sein: Freudigkeit und Kraft
 zu erhalten durch eine Getreulichkeit, die immer unab-
 hängiger macht von äußerem Geschehen und die uns
 in den Stand setzt, in dieser gezeiten und gequal-
 ten Welt auch in den dunklen Tagen des ewigen
 Lichtes gewiß zu sein.

Kinderdorf Pestalozzi in Trogen

Das große Liebeswerk unter dem Patronat der
 Schweizer Jugend darf und soll immer wieder in
 Erinnerung gebracht werden. Der Hilfegruppe Trogen
 (Postfach IX 8252) werden wohl in andern
 Schweizer Städten Hilfegruppen folgen, welche in
 gemeinsamen Wirken dem Ganzen dienen können.
 Seit der Grundsteinlegung am 28. April 1946 hat
 das Kinderdorf schon erfreuliche Fortschritte ange-
 nommen. In herrlicher Vorgebirgslage mit weitem
 Rundblick stehen sich die (bis jetzt 8) Appenzeller
 Doppelhäuser gar hübsch und heimlich an. Sie
 scharen sich um das von der Gemeinde Trogen ge-
 schenkte große Bauernhaus, wo Gemeindefürsorge,
 Bureau und Aufzuchtstraßen der „Helfer“ sich be-
 finden. Besogen ist bereits das Franziskanerhaus;
 dort wohnen mit den (St. Galler) Säugeltern, mit
 französischem Lehrer und ebensolcher Lehrerin und
 Hausgehilfin 30 Doppelwaisenkinder von Louveuse
 und Marfelle, gemischt alle, was das mit Liebe und
 Verständnis geführte Heim ihnen bietet; als brauch-
 bare, wohlgeschulte Menschen sollen sie mit 14 bis
 16 Jahren in ihre Heimat zurückgeführt werden. Neben
 dem allgemeinen Unterricht wird ihnen Gelegenheit ge-
 geben, sich für einen Beruf vorzubilden; geplant
 sind bereits: ein eigener Wandwirtschaftslehre,
 eine kleine Schneiderei, Tischerei, Weberei; natür-
 lich darf in keinem der Doppelhäuser eine Werk-
 stätte fehlen, wo die Anaben hobeln, laubhagen, die
 Mädchen weben können. Zweimächtig gebaut, müs-
 sen die Häuser ebenjo ausgestattet sein. Viel

Nachdruck verboten

Michaela

Ein Frauenstück
 Von Imgard d. Epber du Faure

Ein Jahr folgte dem andern. Ein fünftes Kind war
 angekommen. Michaela lächelte die Jahre so kurz wie
 Tage. Nun erhielt sie wieder einen Brief, der sie er-
 regte: ihr Pflegebruder Herr Hand vor der Hochzeit, sie
 sollte natürlich dabei sein. Als sie Kinder waren, hatte
 er oft zu ihr gesagt: Ich will einmal niemand an-
 deren heiraten als dich, dann kommt uns zusammen der
 Hof, geht du Zigeunerin? Und sie hatte genickt und das
 ganz selbstverständlich gefunden. Daran hatte sie nie
 mehr gedacht. Jetzt fiel es ihr ein. Sie erinnerte sich
 wie er damals holte als ihre Mutter zer-
 würgelt war, wie zart er sie schonte, indem er ihr
 nicht sagte, was er doch schon wußte und wie vor Mi-
 chaela seine Stimme taub war. Warum hatte sie nicht
 eines kleinen können mit den Kindern wie sie da-
 mal war? War es ihre Schuld, daß sie sich so ver-
 ändert hatte? War es Ueberhebung von ihm? Geht
 doch! Ein sich nicht Begnügen mit dem Gegebenen?
 Immer Aufschau halten nach einem andern, was
 nicht da ist? Hatte sie mehr Glück gewollt als die an-
 deren? Weniger Arbeit? Nein, sie erwartete mehr Leid,
 schwerere Arbeit. Aber warum dies? Warum dies
 Schicksal, dies Schicksal, dies brennend heiße Begehren
 nach etwas, das sie selber nicht mit Namen nennen
 konnte?

So fuhr sie in der Bahn dem Ort ihrer Kindheit
 zu. Eine Schwester Herrn Hofers vertrat sie imwischen
 bei der Familie. Herr Hofers hatte zu Michaela gesagt,
 es sei übrigens gut, daß seine Schwester einmal her-
 käme. Sie hätten vieles zu besprechen. Er werde sich
 umstellen müssen, es ginge so nicht mehr weiter. Was
 hatte er wohl gemeint? Es war Michaela nicht klar,
 und doch hatten seine Worte ein leises Erdrücken
 aber zugleich eine tiefe Freude in ihr wachgerufen.
 Schon lange hatte sie sich im Geheimen: Ich habe ge-
 lernt, was es hier für mich zu lernen gab. Aber die
 Forderung konnte sie nicht zücken. Sie hätte zu sehr
 man brauchte sie noch. Wenn sie aber frei würde, konnte
 sie gehen — wohin? Wohin würde ihr Schicksal sie
 führen? Was würde sie Neues zu lernen haben? Der
 Hunger nach dem Neuen wurde in ihr wach, nach dem
 Neuen, das nun folgen sollte in der Reihe der geistlichen
 Bekleben. Ihr Leben schien ihr wie damals in der
 Schule, wo sie auch diesen Hunger hatte nach allem,
 was es zu lernen gab, und was es auch hieß: Stufe
 über Stufe höher und höher hinauf. Schwerer und
 schwerer.

Ein Feldmoos erwarteten sie zwei ihrer Pflegegesch-
 wister, die jüngste und die vorjährige. Michaela er-
 kannte sie kaum.
 „Seid ihr groß geworden!“
 Die Mädchen lächelten und stießen sich an. Die Letztere
 sagte:
 „Man glaubt auch nicht mehr, daß du früher nach
 Feldmoos gehört hast, wenn man dich sieht.“
 „Gehörst hast, lästest es wieder in Michaela. Gehört
 hast. Wohin gehördest du jetzt?“

Die flaubige Straße, die Häusergruppe vom Kirch-
 turm überlagt, die Gartenzeile, und die Bäume, die
 vor allem alles war ihr innig vertraut. Hier sind ihre
 kleinen Kinderfüße gelaufen, hier haben ihre Kinder-
 armen gestaut. Die Berge erhoben sich an der glei-
 chen Wendung des Weges wie immer, und das Wellen-
 band ihrer auf und abstritzenden Linie fügte sich haar-
 genau in das Erinnerungsbild, und wie in allen Som-
 mertagen schattete der Wald ins grüne Farbenkleben
 hinein. Bekannte Gesichter tauchten über den Garten-
 zeilen auf.

„Nur Hochzeit, so, ja! — Laß dich auch einmal bilden!
 — Komm auch einmal nach!“ so lächelte es der Vater
 überredenden von allen Seiten nach. Sie nicht, sie
 wollte, sie rief einen Gruß. Sie eilte schneller, je mehr
 der Pfad sich. Schon umtönten sie Kuhglocken wie
 ein Begrüßen. Wie hatte sie lange den Klang vergessen,
 jetzt war er wieder da und hatte nie aufgehört zu tö-
 nen. Die Mädchen ergästen dies, in den Briefen kann
 man ja nichts sagen. Michaela war doch nicht so fremd
 geworden, wie sie erst gedacht hatten. Sie mußte wieder
 alles wissen wie früher. Sie lächelten, während sie sprachen,
 etwas verlegen, frohen und sahen zu Michaela em-
 por. Dann nahen eine wieder einen Anlauf und dar-
 auf die andere. Nun kam ihnen schon Hand entgegen.
 Er war breit geworden, ein richtiger Mann.

„Wie gut, daß du kommst!“, begrüßte er sie. „Du bist
 jetzt ein hübsches an Vaters Statt.“ Dies Wort
 bewegte Michaela, sie hielt es fest und wandte es fra-
 gen um um. Die Mutter und Michaela konnten
 beide nichts sprechen bei ihrem Wiedersehen vor Rüh-
 rung. Doch darauf, in den wenigen Tagen, die Michaela

hierbleiben konnte, hatte die Mutter ihr so vieles zu
 sagen, sie so vieles zu fragen wegen der Kinder. Ob
 sie meine, daß dies und das recht sei? Sie war be-
 drängt von der Fülle des Lebens, das aus ihr hervor-
 gewachsen war und sich um sie entfaltet hatte, jedes wie
 ein großer selbständiger Baum. Doch Michaela fand
 alles in der guten Bahn. Die Braut war ein Mädchen
 aus dem Nachbarort. Sie war groß und stark wie
 er, mit wachen Augen und arbeitssamen, klugen
 Händen. Ihre Stimme klang wie eine schöne, tiefe
 Glocke und brachte ihnen fremden Ton in das Haus.

Michaela mußte plötzlich, was das bedeutet hatte:
 an Vaters Statt, Herrkommens aus einer den andern
 unbekanntem Feme, wie der Vater jetzt aus dem Za-
 terreich kommen mußte, sie alle im lebenden Herr-
 tragen, ihr Wohl und Wehe mit lebenden Beden-
 ken wägend. So war auch sie zu ihnen gekommen.
 Sie dachte viel an den guten Mann, der der Bes-
 chüger ihrer Kindheit und der Vater dieser Jungen
 Michaela war. Sie sah ihn wieder vor sich wie da-
 mals in der fernsten Zeit, stark, still, und im Umgang
 mit den Kindern immer pücker beides, ernst und fröh-
 lich, und wie er dann so ganz verstanden kam in den
 Urlaubslagen aus dem Krieg. Sie verlor sich in die
 Mutter, für die Kinder sein Bild festhalten. Sie
 trauete heraus, was noch von ihren Taten von früher
 da war, sie malte auf ein Stück Pappe. Sie
 wurde so aufgelassen von ihrem Werk, daß sie in ihren
 Tagen zu nichts anderem mehr kam. Es war ihr
 ein Herzensanliegen, die den Ohren zu schenken. Es
 war ihr wie ein Abtragen des Dantes, der in ihr
 für sie alle bereit lag, und sie füllte: es gelang. In

Politisches und Anderes

Aus der Bundesversammlung

National- und Ständerat haben als Abschluss ihrer fast beladenen Winterferien die Postage der **Aktionserklärung** mit folgenden Worten gutgeheißen: Nationalratspräsident Wey gab abschließend bei Hofung Ausdruck, daß das große Werk auf den 1. Januar 1948 in Kraft treten würde. Sollte das Referendum ergriffen werden, so wird sich das gesamte Schweizer Volk intensiv damit zu befassen haben.

Die Lage unserer Verfassung

Wie Bundesrat Stampfli im Nationalrat erläuterte, wieder auf den Stand vom Herbst 1945 zurückzuführen. Unsere Verfassungen betragen im Oktober 2000, im November 2100 Sätze und sind damit wesentlich niedriger als die Englands und anderer Länder. Bei 1946 hatte uns die internationale Ernährungsorganisation keine feste Quote zugeteilt. Im April 1946 hatten bekanntlich die schweizerischen Delegierten auf weitere Zuteilung bis zum 1. August zugestimmt. Hungerende Wälder verzehrten. Umso mehr hat es entsetzt, daß dann später und bis heute ganz ungenügende Zuteilungen an die Schweiz gegeben wurden. Die Getreidekartei unseres Landes — so erklärte Bundesrat Stampfli — haben den tiefsten Stand seit 1939 erreicht.

Von einer Jungbürgerfeier

In Küssnacht (Zürich) wird berichtet, daß von den 56 Mädchen und 51 Jünglingen, welche dort dies Jahr volljährig wurden, 54 Mädchen und 32 Jungen der Einladung folgten. Nach den Anträgen von Referent und Referentin erfolgte das Treuegelübde mit Handschlag. Daß nachher den Jungbürgern nach einem Jubel auch noch die Gelegenheit zu einem Tänzchen geboten wurde, dürfte ein Novum sein, das in kleineren Gemeinden nicht ohne Anziehungskraft sein wird. Aber werden sich am Ende die ganz erhaschten und die hiesigen unter den Jungbürgern dadurch eher von Belustigung einer Feier distanzieren?

Ein großes Geschenk

hat die belgische Regierung der Schweiz zu geben beschlossen: drei Gramm Radium. Sie will damit den Dank Belgiens für schweizerische Hilfe an belgische Kriegsveteranen und für andere Fürsorgeleistungen ausdrücken. Der Bundesrat hat das hochherzige Geschenk angenommen und beschlossen, das Radium in den Dienst der Krebsbekämpfung zu stellen.

Im Zeite der Verhaftung

In England ist ein Gesetz zur Verhaftung des Transportwesens angenommen worden; damit werden 60 Eisenbahngesellschaften, viele Automobilisten und Schiffahrtstrassen unter staatliche Aufsicht kommen, und der Personal, das heißt eine Million Menschen, wird aus privaten Arbeitnehmern zu staatlichen Funktionären. Dies ist, nachdem schon die Verhaftung des Bergbaus beschlossen wurde, ein erheblicher Schritt zur Sozialisierung.

In Schweden hat der Reichstag die obligatorische Krankenversicherung auf 1. Juli 1950 beschlossen. Ihr zufolge wird jeder Einwohner Schwedens freie Krankenversicherungsbeiträge zahlen und Medikamente zu halber Preis erhalten; der Staat wird dadurch mit jährlich 200 Millionen Kronen belastet. Was ihm nicht abfällt, schon auf den 1. Januar 1947 die Umfassungen (die betrug 50 Prozent) abzuschaffen und diesen Ausfall von 400 Millionen Kronen jährlich auf sich zu nehmen. Vermutlich ist es Schweden gelungen, in den letzten wirtschaftlich günstigen Jahren Steuererträge auf dem ordentlichen Weg zu erhalten, die ihm solche außerordentlich große Entschädigungen ermöglichen. Glückliches Schweden!

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 / ZÜRICH / Tel. 2577 22

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Geputzte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volkswirtschaft

Schönes ist da schon gestiftet worden, zum Beispiel eine ganze Stube eingerichtet vom Flawler Schmied, eine Stube der Zürcher Frauenhandwerker, Vorkänge und Betten, Geschirre und Bekleidungsstücke, Sport- und Bekleidungsgegenstände, Teppiche und so weiter. Die kleinen Französischen lernen spielen, singen, helfen im Office, wo das Essen aus der Gemeinschaftsküche verteilt wird — genießen Winterferien, kurz — sie sind glücklich! Bald kommen kleine Polen, dann Holländer, Griechen — die Häuschen stehen, aber wir Schweizer, wir verheirateten Schweden, dürfen nicht — Geld, Waren jeder Art, um die Betriebe und Gemeindefeststellungen einzurichten. Wirinnen wir uns auf Mittel und Wege, werden wir Einzel- oder Kollektivmitglieder anderer zu gründenden Hilfsgruppen, oder veranstalten wir Konzerte, Feste, Besuche und so weiter. — Ganz erfolgreich waren kürzlich die Realhülferinnen vom Talhof St. Gallen. Sie organisierten während arbeitsreichen Wo-

chen am 7. und 8. Dezember einen Klausurmarkt, welcher für sie und ein sehr reiches Publikum zum eigentlichen Fest wurde. Ganz lebendig frohliche Realhülferinnen trugen herab das große Getriebe, auf die weingelächelten geschmiedeten Verkaufsstände mit selbstgefertigten Handarbeiten, Papeterwaren, mit Spielzeugen, Kleingebäck, mit Gemüse und Obst aus dem Schulgarten. Es fehlten aber auch nicht: Möbeln und Modell des Kinderdorfes, ebenso wenig mehrsprachige Bücher an eigenem Stand. Der Eingang war zum Theater umgewandelt, wo festsitzende Einakter, deutsch und französisch, sowie Reigen und Tänze aufgeführt wurden, zur Freude des Publikums. Zwei Trepplenden und eine reizende Kinderfahne wurden eifrig beachtet.

Solch erfolgreiche Feste sind sich zur Jahreszeit machen oder auch bei anderer Gelegenheit — es lohnt sich! — Tragen wir alle bei Förderung eines Lebenswertes, welches in ganz Europa als Beispiel dienen soll!

H. Lr.

Das Kinderdorf der Schweizer Spende in Polen

Gewalt, Mord, Verrat und Unterdrückung herrschten in den letzten Jahren in Polen. Sie haben in Anblick des Landes und in der Seele des Volkes tiefe Spuren hinterlassen. Nicht nur die Erwachsenen, auch die Kinder, welche beobachtend den furchtbaren Geschehnissen gegenüberstanden, sind von der Wucht der Eindrücke gewandelt worden. Ich habe polnische Kinder getroffen, die mit der Tod ihrer Eltern durch Wörberhand mit allen Eigenschaften sichern konnten, ohne irgendwelche Begünstigung zu zeigen. Aber auch durch andere Gelegenheiten sind diese Kinder freigelegt, verhärtet und sehr oft gemeinschaftlich geworden. Wild, unbindig und nicht selten trotzlich verhalten sich diese Kinder in ihrem Weg durch das Nachkriegsleben. Wenn sie in diesem Leben unsere schweizerischen Werturteile, unsere Ansichten über Gut und Böse.

Diese jenseitige Not der Kinder, zu der sich noch der Mangel an warmen Kleidern, guten Schuhen, an richtiger Nahrung und vor allem an gesunden Wohnverhältnissen gesellt, ist von der polnischen Regierung in ihrer ganzen Bedeutung erkannt worden. Sie gibt sich die größte Mühe, die Kinder ihres Landes vor der geistigen und körperlichen Verwahrlosung zu schützen. Doch die Nachkriegsschwierigkeiten ziehen dieser Hilfe enge Grenzen, und die Regierung ist deshalb dankbar, wenn ausländische Hilfsorganisationen sie in ihren Bestrebungen unterstützen.

Als eine solche Mithilfe ist das Kinderdorf der Schweizer Spende in Dmow gebildet. Hier sollen die Kinder in einer Umgebung, die schon äußerlich durch die Geschlossenheit der Dorfanlage zur Gemeinschaftsbildung drängt, wieder einmal andere, friedlichere, kindlichere Eindrücke erhalten. Zugleich sollen alle Kinder einer gründlichen sanitärischen Untersuchung unterzogen und wo immer möglich von den Folgen der zum Teil schrecklich unhygienischen Wohnverhältnisse befreit werden. Nach Möglichkeit werden ihnen hier auch Kleider, Wäsche und Schuhe abgegeben. Das Kinderdorf ist also als Zentrum gedacht, wo recht viele polnische Kinder erfahren sollen, daß sie nicht allein in der Finsternis des Nachkriegslebens stehen, sondern daß ihre Regierung zusammen mit denen, die weit weg von Polen zu Hause sind, an sie denken und ihnen helfen wollen. Das Erlebnis des Kinderdorfes soll in den Herzen dieser Kinder eine kleine Flamme des Glaubens an die Zukunft entfachen und sie anspornen, das Vertrauen in die Mitmenschen wieder zu finden.

Dmow, eine polnische Ortschaft, gebildet von Willen und einfachen Häusern, die sehr aufgelockert in einem prächtigen Nadelwald stehen, liegt 30 Kilometer von Warschau entfernt. Hier wurde der Schweizer Spende von den zuständigen Instanzen für die Errichtung des Kinderdorfes ein Gelände von circa 7,5 Hektaren zur Verfügung gestellt. Die Bauleitung unterstand einem Zedler der Schweizer Spende, dem es trotz abgelaufenen transporttechnischen, materiellen und personellen Schwierigkeiten gelang, das Werk in Zusammenarbeit mit verschiedenen polnischen Firmen zu schaffen, so daß die Einweihung des Kinderdorfes am 1. September dieses Jahres stattfinden konnte.

Das neue Kinderdorf besteht aus den 14 teils in

Reihe, teils verstreut aufgestellten Häusern, in denen je 40 bis 44 Kinder aufgenommen werden können. Küche, Waschküche, Vorratsraum, Gemüselager, Pumpen- und Warmwasserstation, Reparaturwerkstatt, die Räume für das Personal und die Duschanlage sind im großen mit Backsteinen gemauerten Wirtschaftsstrahl untergebracht. Einige kleine Baracken dienen als Nähtische, Blätter, Schlafsalon und als Büro des Intendanten. Was abseits stehen die Wohnräume des polnischen und schweizerischen Personals. In einer besonderen Baracke befinden sich das Krankenzimmer mit 14 Betten und das Behandlungszimmer. Ein Magazin für das Verbrauchsmaterial und ein Speiseraum neben dem großen Tru vervollständigen das Ganze. Das Kinderdorf — mit Einschluß eines Spielplatzes, des prächtigen Schwimmbadplatzes und des tiefen Spielplatzes — ist von einem wälschen Zaun umgeben, hinter welchem das Recht ein Wächter mit geladenem Gewehr seine Runde macht.

Naturngemäß bleibt auch das Kinderdorf Dmow nicht von heftigen und ungerechtfertigten Kritiken verschont. Verschiedentlich wurden die Pflichtenlager und die zweistöckigen Schlafstätten, wie wir sie in der Schweiz von vielen Ferienlagern her schätzen, als unhygienisch und unmodern bezeichnet. Nach wird das Kinderdorf nicht selten mit einem Konzentrationslager verglichen, es hat doch in keinem Neuzug eine gewisse Ähnlichkeit mit diesen.

Doch die glücklich lachenden Kindergesichter, die dankstrahlenden Augen sprechen eine andere Sprache. Sie sind die Quelle, aus der die Leiterin des Dorfes, eine Schweizerin, ihre Kräfte schöpft, um ihrer schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Freudig und mit Eingabe arbeitet sie für das Wohl dieser schwergeprüften Kinder, unterstützt von der gesamten polnisch-schweizerischen Equipe. Dieser Equipe gehören u. a. eine Ärztin und 5 Krankenschwestern an, welche für das gesundheitliche Wohlergehen, vor allem für die Hygiene der Kleineren besorgt sind.

Den unmittelbaren Kontakt mit den Kindern haben 25 polnische Pfadfinderinnen, die mit bewundernswürdigem Pflichtbewußtsein sich ständig inmitten ihrer Schützlinge aufhalten. Selbst ihre Schlafräume befinden sich unmittelbar neben den Kinderdörtern. Besonders stark beeindruckt mich die Chefpfadfinderin, ein polnisches Mädchen von 25 Jahren, das dreieinhalb Jahre lang in deutschen Konzentrationslagern herumgeleitet wurde. Dieser jungen Polin ist die Fürsorge an Polenkindern für eine heiligen Lebensaufgabe geworden. Auch die Hilfskräfte für Küche, Hof, Werkstatt und Hofmeister sind Polen, die ihren Dienst treu und gewissenhaft erfüllen.

Das Kinderdorf ist eingerichtet für die Aufnahme von 600 Kindern im Alter von 7 bis 14 Jahren — 300 Mädchen und 300 Knaben —, welche in sechsstöckigen Turms das Dorf bevölkern. Diese Kinder rekrutieren sich aus allen Gegenden Polens und kommen aus den verschiedensten sozialen, politischen und konfessionellen Schichten des Volkes. Auf Grund einer Abmachung mit den interessierten Ministerien wird für jeden Turm ein Schlüssel festgelegt, nach welchem die Plätze unter den verschiedenen polnischen Hilfsorganisationen ver-

teilt werden. Im allgemeinen bedürfen so ziemlich alle Polenkinder eines solchen Erholungsurlaubes. Vertritt sich einmal ein verdientes Bienenbüchsen oder -schärfchen in das Kinderdorf, so bleibt es nicht lange dort, denn die ganze Lebenshaltung in Dmow ist sehr einfach gehalten. Im großen und ganzen darf jedoch erwartet werden, daß die Auswucht der Kinder nach der Postage und nicht nach parteipolitischen Gesichtspunkten erfolgt.

Welch fröhliches Leben herrscht in Dmow, als die wilde, 600köpfige Bande ohne Zucht und Ordnung über die mit Sorgfalt hergestellten Einrichtungen des Dorfes herfiel. Mit Begeisterung und Eifer wurden die Trümmern des Dorfes zugehen, wie die Wägen zertrümmert, Koffer verstreut und in besonderer Art und Weise weiter benutzt wurden, bis in kurzer Zeit Konventionen von der Sammelstelle weg sich über das ganze Dorf verbreiteten. Gerade dort wurde Fußball gespielt, wo man mit viel Mühe und Liebe den Weichfeld, auf dem das ganze Dorf steht, dazu bewegen wollte, ein wenig Grün hervorzubringen. Mit Erfolg packte die Leiterin des Dorfes zu. Sie versammelte die ganze Bande auf dem Dorfplatz und hielt eine kurze, jagliche Ansprache, an deren Schluß sie eine partielle Selbstregierung des Kinderdorfes durch die Kinder proklamierte. Ein Statut wurde abgefaßt und eine Anzahl Funktionäre wurden gewählt. Schon am andern Tag sah man Knaben und Mädchen im Trübel der übrigen würdig mit einer rot-weißen Armbinde herumspazieren. Das waren die Delegierten, deren Recht es ist, an Besprechungen, welche das Leben der Kinder im Dorf zum Thema haben, teilzunehmen. Sie haben zur Pflicht, die Kinder von der Notwendigkeit gewisser Regeln zu überzeugen und der Leiterin irgendwelche Unförmlichkeiten mit den nötigen Anregungen und Vorschlägen zu unterbreiten. Eine grün-weiße Armbinde kennzeichnete die Vertreter des Ordnungsdienstes. Ihre Aufgabe ist es, im Dorf Sauberkeit und Ordnung zu wahren. Das Komitee für Unterhaltung trägt eine blaue Binde. Es bemüht sich um ein gediegenes Programm für die Unterhaltungsabende und für sonstigen Zeitvertrieb. Und schließlich haben die Kinder auch ihre eigenen richterlichen Behörden. Ich habe an einer solchen Gerichtssitzung teilgenommen und war ehrlich überrascht über das hohe Niveau dieser Sitzung. Mit welchem Ernst hier angeklagt wurde, mit welcher Leidenschaft verteidigt und mit welcher Einfachheit verurteilt!

Gewiß, man kann sich darüber streiten, ob es richtig ist, daß man die wichtigsten Aufgaben in einer organisierten Gemeinschaft, Selbstregierung und Gerichtsbarkeit, den Kindern anvertraut, die nur allzufähig eine Spielerei daraus machen. Ich glaube aber, daß das, was für die Schweiz vielleicht falsch wäre, für den Charakter der polnischen Nachkriegskinder richtig und wertvoll ist, vor allem im Hinblick auf die künftigen Aufgaben dieser Kinder. Die Wirkung, welche diese Einrichtungen brachten, war auch bemerkenswert. Die wilde Bande wurde von Tag zu Tag gefesteter und eine jugendliche Kindergemeinschaft trat an die Stelle des ersten Chaos. Das will nun allerdings nicht heißen, daß die Kinder plötzlich zu Engeln wurden, nein, dreimal nein, vor aber hätte sich das schon gewünscht!

Das polnische Kind, das die Schreden des Krieges erlebt hat, braucht viel Liebe, Fürsorge und Aufmerksamkeit. Wenige erwecken durch ihr Außerer sofort Sympathie und Zuneigung. Aber wenn man in die fragenden Augen blickt und ein erst kindliches, bald aber freundlich vertrauensvolles Kinderlächeln einem entgegenkommt, dann muß man diese Gesichter in Lumpen, mit Läusen im Haar und Krätzen auf der Haut trotz allem lieb gewinnen. Kinder eines fremden Volkes und doch Menschenkinder. Wie allerliebst ist der anmutige Knirps der Mädchen bei der nächsten Begegnung, wie vertraulich reich und offen der Gruß des wilden Jungenpolen, wenn er die selbstgezeichnete Pfote und den langen Prügel rasch auf den Boden legt, um seine beiden kleinen, schmutzigen Hände zum Gruß dareinzulegen. Schade, daß ich ihre Worte nicht verstehe. Ich muß alles aus ihrem Gesicht lesen und erraten. Gewiß hat es auch einige ganz schwierige Kinder dabei, aber eigentlich muß man sich wundern, daß es nur so wenige sind, die den Weg vom Chaos zur Gemeinschaft nicht finden können.

nen Worten festhielt. So war ihm der Weihnachtsbaum ganz einfach der „Bauch“, kein anderer Baum führte diesen Namen. Der „Bauch“ hatte keine merkwürdigen Eigenschaften. Er verschwand eines Nachts genau so geheimnisvoll, wie er gekommen war, um irgendwo im Wald wieder anzuwachsen. Aber die Stelle, wo er gestanden hatte, umging Berichter und vermachte es, hinzuzufügen. Eine Person war entstanden, mit der man sich ganz allein abfinden mußte.

Der Vater des kleinen Mädchens war Eisenbahngenieur, der mit seiner ganzen Frau den Bodensee entlang von Ort zu Ort weiterziehen mußte, in dem Maße, wie die „Strecke“, die er entworfen und deren Bau er zu beaufsichtigen hatte, vorrückte. Als der Schweizer Krieg ausbrach, wurde der Bahnbau eingestellt, auf einen Schlag alle Angestellten und Arbeiter entlassen, auch Berthels Vater. — Das kleine Mädchen war damals noch nicht auf der Welt, — wurde verwaist.

Wohin gehen die Eltern eines Tages, wie auf dem Bodensee die Dampfmaschine bunt besetzt hin, und wiederkehren. Und der flatternde Geometer kam atomlos ins Zimmer gestürzt und tief: „Sie h-h-hind der Mann!“

Aber dieser deutliche Sieg änderte nichts an der Sachlage. Das Paar zog in die große Stadt. Er gab Mathematik, sie wie in früheren Zeiten Musikstunden. Außerdem wurden einige junge Polytechniker mit unzusprechbaren Namen ins Haus genommen, und in diese ganz veränderte Welt hinein wurde Berthel geboren. Es erinnert sich aber nicht, jemals etwas davon gesehen zu haben. Das Quinquennat war verschwunden, die

Berthel ins Wohnzimmer gebracht wurde und erschien des Abends wieder, wenn Berthel längst schlief.

Da war eines Tages ein junger Schweizer aufgetaucht, sah noch ein Bub. Seine Eltern wurden, wie man zu sagen pflegt, mit ihm „nicht fertig“, und nun sollte er von fremden Leuten „mit Erziehung“ erzogen und vor allem an eine geregelte Hausordnung gewöhnt werden. Den konnte das kleine Mädchen, denn er sah mit ihm, das heißt, wenn er sich nicht verhalten hatte. Wenn er nicht gemerkt wurde, stand er überhaupt nicht auf, und wenn er gemerkt wurde, drehte er sich knurrend auf die andere Seite und schlief erst recht wieder ein.

Eines Tages erklärte ihm Berthels Vater, so könne das nicht weitergehen. Wenn er, Karl, nicht bis morgens zehn Uhr pünktlich angetreten sei, werde der Frühstückstisch unweigerlich abgeräumt.

Von alldem mußte das kleine Mädchen nichts. Es sah auf seinen wenigen Schülchen unter dem gelben „Bauch“, der vor einigen Tagen mit den ersten Schneeflocken in vollem Hesperien durchs Fenster herein geschlagen war. Es hielt seine Nadelnspitze im Arm, die nicht wie die heutigen Puppen ein quaddelndes Baby oder ein Schultdin mit steifen Körper war, sondern ein schönes, jugendliches Frauenbild, das als Freundin, Mädelgenährtlerin und Tröstlerin noch manches liebe Jahr neben dem heranwachsenden Mädchen sein geheimnisvolles Leben lebte. Lieber den Weiden baumelten an bunten Wollfäden rote und gelbe Zuckerdornen, buntprentelte Schokoladenbelegte, lustige Waldnerlein und alterhand Tierfiguren.

Das kleine Mädchen mußte, daß ihm alles gehörte,

das bekannte Gesicht kam etwas von dieser Durchdringung des Irdischen vom Geistigen, wie es dem besten Bauernschlag eigen ist und er in vorzüglichem Maße besitzen hatte, die Weisheit, das ist Klugheit, die von der Seele geleitet wird.

Als Michäela den Ring aus der Hand legte, sah sie noch eine Stunde bis zu ihrer Abreise. Mit Schreden fiel ihr ein, sie hatte den Mann, ihren Mann, noch nicht ausgedacht. So lief sie ihren zu ihm. Wie sie es schon bei der Trauung geahnt hatte, fand sie ihn sehr gealtert und hinfällig. Er hätte Michäela Bericht und meinte darauf, mit dem Kopfe nickend:

„Wenn du nur steifig zur Kirche gehst, so wird es dir an Segen nicht fehlen.“

Michäela wurde betäubt, sie hatte ein persönlicheres Wort erwartet, und doch schmezte sie der Wohlgeden von ihm fast so sehr, wie er sie vorhin von der guten Mutter gefesselt hatte. Michäela lächelte deutlich. Dies war die letzte Wiederbegegnung mit diesen beiden lieben Menschen in dieser Welt.

Zuhause — welches Wort aber schon vorher die Wirklichkeit nicht mehr geduldet hatte — ahnbare erfuhr sie, daß Herr Fibich mit den Seinen in sein Heimadort ziehen und sich mit seiner Schwester zusammenfassen würde, um eine Bäckerei einzurichten, da nach keine am Ort war. Es war dies freilich die Vererbung aller seiner hochgehenden Pläne, ein traugiger Aufstieg nach verlorenen Schicksal. Michäela konnte sie auch nicht mehr behalten, dort würde eben die Schwester, allerdings neben der Forderung, in ihre Stelle treten. Es war nichts anderes zu machen. Mi-

chaela war froh, daß die Kinder und die gute Frau aus Rand kamen, wo vieles für sie leichter und besser sein würde. Der Mann tat ihr unendlich leid, für den es ein tiefer Abstieg war. Er sagte zu Michäela, dafür, daß sie das Un glaubliche geleistet und bis zuletzt bei ihnen ausgehalten habe, hätte er sie an eine schöne Stelle empfohlen. Die Annahme lie ihm schon zugelang. Michäela wurde sehr neugierig, als sie sich vorzustellen ging. Wie erkaute sie, als es jene Bäckerei war, in der sie sich am ersten Tag in der Stadt ein Brotchen gekauft hatte. Ein solches freundlich lächelndes Mädchen im weißen Schürchen und Häubchen sollte sie werden! Das hatte Herr Fibich für sie getan.

Michäela war noch beim Aufbruch mit aller Kraft beifällig. Sie schenkte den fünf Kindern zum Abschied aus ihrem Ersparten Kleider und Stiefel. Frau Fibich meinte, als sie es gewahr wurde. Herr Fibich fragte sie, ob sie wahrhaftig geworden sei. Michäela legte noch heimlich Spielzeugen dazu. Dann ging die Familie ab. Die Kinder konnten nicht allein, daß Michäela nicht mit ihnen einziehe, sondern allein zurückbleiben wollte. Die kleinen Geschwister und Hände grüßten noch lange. Michäela stand, bis der Zug verschwunden war.

Der „Fauch“

Skizze von Anna Koller

Es war einmal ein kleines Mädchen, wir wollen es Berthel nennen, das schon fast ganz gut sprechen konnte, aber doch noch ein einigen Jahren fehlte.

Aus dem pädagogischen Leben der Schweiz

In unserem Land, das Pädagogen mit Aussehen und Vitalität hervorbringt, hat sich auch heute eine Erziehungsarbeit geleistet, die im Zustand hoher Anerkennung findet.

Wir erinnern nur an die Pionierarbeit eines Adolphe Ferrière bei der Volksschulreform, an die Kinderobhut, an den Vater Robert Corti, sowie an die physiologischen Forschungen des „Institut des Sciences de l'Education“ in Genéve.

Zu den pädagogisch reglementierten Bewegungen unseres Landes gehört auch die Vereinigung der Freunde des Erziehungsinstituts Fritz Vogt. Immer mehr Menschen finden sich in ihr zusammen, um in verschiedenen Ländern die Idee einer differenzierbaren, naturnahen und volkserhebenden Pädagogik zu verbreiten. Dant eines repräsentativen, aufklärerischen Artikels von Adolphe Ferrière in der Zeitschrift „Ecole Nouvelle française“ sind in letzter Zeit vor allem auch in Frankreich, pädagogische Kreise auf die Wichtigkeit des Erziehungsinstituts Fritz Vogt aufmerksam geworden. Roger Guillot, Professor der Pädagogik an der Sorbonne, schreibt in einer Analyse der Schriften „Auf dem Wege“ und „Lebensdienliche Schule“: „In Vogts Büchern findet man den größten Reichtum an Ideen und prägnanten Formulierungen, an Orientierungen und eindringlichen Hinweisen über die Notwendigkeit eines neuen Kontaktes des Kindes mit der Natur, über die Wichtigkeit künstlerischer Betätigung, über alle jene Faktoren, die eine wirksame Entfaltung des Geisteslebens und der Tatkraft ermöglichen.“

Die Gesellschaft der Freunde des Erziehungsinstituts F. J. Vogt bildet zurecht die stärkste Sektion einer von Vogt ins Leben gerufenen Bewegung für die Volkserziehung. Unter dem Vorsitz von Emma Halberher John M a r t a s legte die Vereinigung an der kürzlich stattgefundenen Generalversammlung in Bern Bericht ab über ihre diesjährige Tätigkeit. Adolphe Ferrière, der ebenio gelehrte wie unerschöpfliche Wortkämpfer für eine neue Schule, der Verfasser zahlreicher, hervorragender Schriften über Erziehungsfragen, der Vater der „Ecole Active“ wurde „in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste um die Pädagogik im allgemeinen sowie seiner besonderen Verdienste um das Erziehungswesen von F. J. Vogt“ von der Versammlung zum Ehrenmitglied ernannt.

Das neue Heim der Zürcher Mütterkühle

Vor mehr als vier Jahren haben sich junge Mitarbeiterinnen der Zürcher Frauenzentrale zusammengeschlossen, um die Zürcher Mütterkühle ins Leben zu rufen. Sie hoffen sehr, das waagrecht gegründete Werk möchte gedeihen. Wie es sich nun zeigt, wurde diese Hoffnung aufs Schönste erfüllt. Weit über 400 werdende Mütter und junge Frauen haben in der Schule das Wissen und Können erworben, dessen sie bedarf, um ein kleines Mädchenkind richtig zu pflegen und zu betreuen. Schon bald nach Eröffnung der Schule erweilerten sich die ihr in einer Privatwohnung an der Anselhofstrasse zur Verfügung stehenden Räume als zu klein. Wo aber bei der herrschenden Wohnnot ein größeres Heim finden? Für dies Problem suchten dem die Mütterkühlerinnen die besten Lösungen. Sie hatten den jungen Wert in einer kürzlich erworbenen Liegenschaft an der Rothschürli, 18 ein Haus zur Verfügung, das seiner neuen Bestimmung aufs Beste dienen konnte. Die Ruhe eines schönen Gartens umgibt das geräumige Haus, das Platz für zwölf kleine Pensionäre bietet. Es hat Kinder alleinlebender Mütter, geboren in der Frauenklinik und im Anselhof und den städtischen Pflegeeinrichtungen unterstellt. Umjost von drei Säuglingspflegern, betriebligen die jungen Elternbiker ihre ersten Lebensmonate in den luftigen Zimmern

und auf den geschützten Balkonen des Hauses. Die Kleinsten werden zum Teil noch von ihren Müttern gefüttert, die Kleinen lachen zufrieden aus den schönsten Stellen und die Größeren kriechen unternehmungslustig im Gemach des Säuglings herum. Sweetmäßig ausgefärbete Rehräume erleichtern die Betreuung, Geräumigkeit ist es auch, daß jede Schwestern allein ein freundliches Zimmer bewohnen kann. Eine traumatische Atmosphäre ist in diesem Heim wirksam und wird sicher auch den Müttern und Vätern spürbar, die zum Besuch ihrer Kinder willkommen sind.

Die meisten jungen Frauen leben heute im Erwerbeseben, das sie bis zur Ehe und oft auch später noch anspricht. Von der Säuglingspflege haben sie daher keine Ahnung und falls sich ein Kindlein anmeldet, erfüllt sie das nicht selten mit Sorgen. Wie wird lo ein Kleines gebadet und gewickelt? Wie muß seine Nahrung zubereitet sein? Was tun, wenn der Säugling die Milch nicht behalten kann, wenn er scheinbar ohne Ursache weint? Darüber und noch über vieles andere sollte man doch Bescheid wissen. An der Mütterkühle bietet sich den Schülerinnen Gelegenheit, die Grundzüge der Säuglingspflege praktisch zu erlernen. Sie werden in vierwöchiger Ganz- und Halbtagsform in die Kleinstkinderpflege einbezogen und erhalten Einblick in den Ablauf eines Säuglingstages, Jaghaft und et was unbeholfen lassen sie anfangs die feinen Schlinglinge an; bald aber kennen und beherrschen sie die Handgriffe, die beim Baden, Wickeln und Schöpfeln nötig sind. Später beschäftigen sich die Schülerinnen mit dem Kleinkindern, um schließlich in der letzten Kursstufe noch die Zubereitung der Kindererziehung zu erlernen.

Der umfänglich aufgestellte Lehrplan umfaßt auch theoretische Fragen. Eine Frauendoktrin und eine Kinderdoktrin erläutern Fragen der Schwangerschaft, der Geburt, des Wochenbettes und der Kinderkrankheiten. Das ihm heim lachende Schwester spricht über Erziehungsfragen und über die Erziehung der Kleinsten. Mancher wertvollen Ratgeber über die Säuglingsausstattung notieren sich die Schülerinnen ins Wertbüchlein. Rechtsfragen und staatsbürgerliche Pflichten und Rechte erläutert eine Juristin. Der Stundenplan sieht auch eine Singstunde vor, in der liebe alle und neue Kinderlieder eingeübt werden. Wie die Teilnehmenden immer wieder bezeugen, bieten ihnen der Kurs, der schärfste Grundriss für ihre verantwortungsvolle Aufgabe. Vor allem beglückt sie der Umgang mit den kleinen Vögeln. Die Schule kann in jedem Kurs 15 Schülerinnen aufnehmen, für Unbemittelte wird das an sich bescheidene Schulgeld ermäßigt, unter Umständen sogar ganz gestrichen. An der Säuglingspflege Bescheid zu wissen, ist ja gerade für Frauen aus einfachen Verhältnissen wichtig, weil sie sich keine erfahrene Hilfe leisten können. Das das Werk der beherrschenden Unterweisung bedarf, die ihm auch großzügig gewährt wird, versteht man, wenn man bedenkt, daß es allen jungen Frauen notwendig wäre, ein solches Vorbereitungsstudium zu besuchen.

Das Wälderzünden der Trauer

Die Eröffnungssitzung der WIZO-Weltkonferenz im großen Saal des Kaufmännischen Vereins, Basel.

„Es war einer der stärksten Eindrücke meines Lebens“, sagte Professor S. Brodsky in seiner Ansprache an die eben eröffnete XI. Weltkonferenz der WIZO (Women's International Zionist Organisation). „Es werden mit die brennenden Herzen auf dem Davidstern unerschütterlich bleiben, die Herzen, die jede werdende WIZO-Organisation in der Welt angeleitet hat als symbolischer Ausdruck der durch den Nazisterror umschlingten Arbeit und Kampferinnen aus den Reihen der WIZO.“

Es war ein unvergessliches Bild, in der Tat. Eine würdige Erhebung der unzähligen Heimgangenen, Singsprecher, der Mütterkühlerinnen und Hebammen in den Ländern Mittel-Europas.

Sieher gedachte eine der wenigen überlebenden Teilnehmerinnen der damals zerstörten Landesgruppe, Irma Polak aus Prag. In erschütternden Worten, ganz im Banne jenes furchtbaren Geschehens, in fast mörtlicher Verbundenheit mit den „Schatten“ jener Erloshenen, sprach sie zu diesen selbst, aus dem Bekenntnis heraus, daß sie die traurige Wirklichkeit ihres Todes noch immer nicht lassen konnte. Und so rief sie die Heimgangenen beim Namen, die lieben Frauenbinnen, die selbständigen Führerinnen, die warmblütigen WIZO-Schwesterinnen aus Mittel- und Osteuropa, von denen die eine den Gefangenen in den Konzentrationslagern Halt und Zuflucht bedeutet hatte, die andere den Flüchtlingen eine Mutter war, wieder eine der Idee der Freiheit, ein Partisanin lo hingebend diente, daß sie die sich bietenden Gelegenheiten zur Flucht ausglich, um sich für die Rettung der andern aufzuopfern. Auch zweier ungarischer Mädchen wurde gedacht, die als Fallstrichmörner

gerinnen der britischen Armee im Balkan den Helbenlot erlitten.

Trun folgte das Lichtgünden des Gedankens durch die WIZO-Teilnehmerinnen, während alle Teilnehmerinnen und Gäste in stummer Beiseid sich erhoben. Eine jugendliche Mitkämpferin aus dem Marbacher Ghetto, Chana Grotmann, nannte die Verammlung hier, dieses großartige Wiedersehen wie nach einer Sinnflut, ein Symbol der Auferstehung des jüdischen Menschengeschlechts.

Von den sehr zahlreichen Begrüßungstelegrammen, die verlesen wurden, ist hier nur dasjenige der „International League of Country Women“ aus England und das des Präsidenten der Zionistischen Bewegung, Prof. Dr. E. Weizmann, erwähnt.

Die Londoner Vorsitzende, Frau Rebecca Sieff, gab einen umfassenden Bericht über die Bedrohung des WIZO-Werkes im Exil. Sie sprach von der Bedrohung durch die 27 europäischen Föderationen und vom erfolglosen Kampf um die Wiederherstellung der Weltorganisation seit dem Kriege. Sie gab der Empörung darüber Ausdruck, daß die WIZO-Frauen aus den Displaced Persons Camps nicht hierherkommen durften. Sie protestierte scharf gegen die Sperrung der Einwanderung nach Palästina und erklärte die Solidarität der WIZO mit der jüdischen Bewegung im Kampf um ihre Rechte. Zuversichtlich verurteilte sie jedoch den Terror in jeder Form. Frau Sieff schloß mit einem Appell an das mütterliche Verantwortungsgefühl der Frauen.

Die Vorsitzende der Palästina-Exekutiv der WIZO, Frau Hadassah Samuel, sprach von dem gegenstrebenden Wirken der weiblichen Sendboten, die jetzt mit der UNRRA nach den Camps in Mitteleuropa geschickt wurden. Der Aufbauwille des neuen Palästina sprach aus den kurzen, aber kraftvollen Worten dieser selbst schon dort geborenen Führerin.

Mit dem Gesang der „Haltimah“, dem jüdischen Lied der Hoffnung, schloß die überaus würdige und einhundertstündige Eröffnungssitzung der ersten WIZO-Weltkonferenz nach dem jüdischen Kalender ab.

Dr. Martha Hofmann.

Zur Richtigstellung

Zu wiederholten Malen, zuletzt in Nr. 48, hat die Redaktion des Schweizerischen Frauenblattes darüber Klage erhoben, es seien die Resolutionen des Dritten Schweizerischen Frauenkongresses „nicht ganz einwandfrei“, „unvollständig“, „gelöst“, „von der Resolutionskommission mißhandelt“ worden, man habe das Gefühl, „daß da rechtlich irgendetwas nicht stimmt“.

Die Resolutionskommission stellt mit Bedauern fest, daß die Redaktion des Frauenblattes vom 25. September bis zum 29. November nicht Zeit fand, sich durch Anfrage an zuständige Stelle sachlich zuverlässig zu informieren, bevor sie ihre Anfügung dem Druck übergeben. Ein Kongressprogramm sind die Namen der 14 Mitglieder der Resolutionskommission angegeben, 9 davon sind Präsidentinnen oder Vorsitzende ihrer Landesgruppen, 5 sind Mitglieder der Redaktion. Die Redaktion ist persönlich bekannt sein, die meisten wohnen in Zürich.

Den gemachten vagen Andeutungen mögen folgende konkreten Angaben gegenübergestellt werden:

1. Die Gesäßsitzung des Kongresses wurde von der Resolutionskommission zunächst aufgelöst, dann den Präsidentinnen der Subkommission zur Klärung vorgelegt, und nachher von der Resolutionskommission definitiv in Kraft gelöst. Sie lag am Kongress in jedem Hinsicht auf, war am schwarzen Brett angeschlagen, alle Kommissionspräsidentinnen und Referentinnen hatten sie erhalten, sie konnte gratis im Kongresskellerat bezogen werden. In der Eröffnungsversammlung im vollbesetzten Auditorium maximum wurde nachdrücklich auf Befehlen und Zugänglichkeit der Gesäßsitzung hingewiesen.

2. Resolutions- und Resolutionskommission.

Die Gesäßsitzung bestimmt: ad II. Resolutions. Alle Resolutions sind schriftlich und unterzeichnet einzureichen an ein Mitglied der Resolutionskommission oder die Präsidentin einer Studiengruppe.

1. Resolutions von allgemeinem Interesse und von größter Bedeutung sind der Resolutionskommission direkt einzureichen:

a) Vor Kongressbeginn: Durch die Referentin oder ein Mitglied der Resolutionskommission, durch ein Subkomitee.
b) Während des Kongresses, bis spätestens 23. September um 12.30 Uhr: durch Bescheid einer Studiengruppe, durch 20 Kongressnehmerinnen.

2. Resolutions, die speziell für das Gebiet einer Studiengruppe von Bedeutung sind, werden deren Präsidentin eingereicht. Sie werden einer Sitzung der Studiengruppe unterbreitet und dann der

Wie eine Welle

Wie eine Welle, die von Schaum getrieben
Aus blauer Flut sich voll Belangen reißt
Und müd und schön im großen Meer vergläng —

Wie eine Welle, die im leisen Wind
Hinlehnend über Wälder Sehnücht weht
Und bläß und sibirisch in den Tag verinnert —

Und wie ein Lied am heißen Straßenzand
Freudbändig klingt mit wunderlichen Reim
Und dir das Herz entführt über Land —

So weht mein Leben flüchtig durch die Zeit,
So hab verflücht, und mündet doch geheim
In's Reich der Sehnücht und der Ewigkeit.

Hermann Hesse.

Resolutionskommission mitgeteilt, welche über eventuelle Mitteilungen an der Plenarversammlung entscheidet.

3. Wünsche und Anregungen können in den Studiengruppen vorgebracht werden. Soweit die Zeit reicht, werden sie an der Plenarversammlung mitgeteilt.

ad III. Resolutionskommission: Diese wird von der Kongresskommission ernannt und besteht aus 5 Mitgliedern.

Sie entscheidet darüber, ob eine Resolution dem Programm vorgelegt ist, und amlet als Resolutionskommission vor und nach der Plenarversammlung.

3. Zusammenlegung der Resolutionskommission.

Die Kongresskommission hatte folgende Personen als Mitglieder der Resolutionskommission gewinnen können:

Frl. E. Gelpke, Zürich, Vizepräsidentin der Sozialdemokratischen Frauengruppen der Schweiz.

Frau B. Heggen, Zürich, Dr. phil., Frau, Präsidentin des Schweizerischen Verbandes der Hochschülerinnen.

Frl. E. Keller, St. Gallen, Vizepräsidentin der Sozialistischen Frauenkühle.

Frau A. Leuch-Rimek, Dr. phil., Lausanne, Präsidentin des Schweizerischen Verbandes für Frauenstudien.

Frau J. Eder-Schwager, Dr. phil., Vorsitzende des Arbeitsausschusses der Kongresskommission.

Diese Resolutionskommission hat dann zur Beratung in schriftlichen Fragen und für Überlegungen zugezogen: Frau M. Henri-Dieker, Dr. jur., Zürich, und Mme. C. Desforbe-Sacchetti, Dr. ès lettres, Lausanne.

Die Kommission hat von ihren Kompetenzen wohlüberlegt und maßvoll Gebrauch gemacht. Sie hat sich für eine dreifache Aufgabe gestellt: a) Verschiedene Resolutionsanträge oder Teile von solchen, die denselben Gegenstand betreffen, wurden zu einem Antrag zusammengelassen; b) Resolutionsanträge, die weitgehend über unpräzise Formulierungen waren, wurden rephrasiert; c) andere, die nur dem Gehalt einer Arbeitsgruppe angepaßt waren, wurden für den großen Kreis der Plenarversammlung erweitert, oft auch inhaltlich, oder ins richtige Maß ihrer Bedeutung gestellt.

Es war vorauszuheben und der Sache dienlich, daß die sehr gut orientierten und formal versierten Mit-

Geschenkabonnemente des Schweizer Frauenblattes

zum Vorzugspreis von 8.— pro Jahresabonnement

gewähren wir nur unseren Abonnentinnen.

Benützen auch Sie den untenstehenden Bestellchein.

Unterzeichnete bestell ein Geschenkabonnement des Schweizer Frauenblattes

ab _____ bis _____

an Frau FrL _____

Unterschrift und Adresse des Bestellers:



was da zwischen den Silberfäden lodte. Aber es gebrachte auch dem „Faud“, darum schmit es sich nur ganz leicht mit dem stumpfen Scherchen, das ihm auch das Christkindchen gebracht hatte, etwas Süßes aus den Zweigen.

Es ging auf Mittag, die Schwarzwälder Uhr räumerte sich und hub an, elf zu schlagen.

Da trat Karl ins Zimmer. Auf dem rechten Tisch sein Tischbuch mehr, kein Brot, keine Tafel. Bedenkte Mutter, die stridend am Fenster saß, sagte: „Sie wissen, was ich meinem Mann versprochen mußte, ich darf Ihnen kein Frühstück mehr bis Mittag aufheben.“

Karl nicht verlegen, rief sich die Hände und stand hilflos herum. Da taten sich die stehenden Zweige des „Faud“ auseinander. Bertelli hatte sein Fraulein Malbilde ins Stübchen gesetzt und stand nun, klein und unheimlich, mit zwei dünnen, blonden Zöpfchen vor dem hängenden Jüngling. „Komm“, sagte es, drückte ihm sein Scherchen in die Hand, zog ihn zum „Faud“ und sagte: „Da, nimm dir was.“

Jundächt bieb alles still, dann klapperte Bescheid, und es roch nach aufgewärmtem Kaffee. Wie durch Zauber war alles Weggeräumt wieder da, und Karl sah beschwunden hinter einem großen Kissenrand. Bertelli Mutter aber nahm ihr kleines Mädchen auf den Arm und drückte es fest an sich.

„Mama, hast du den Schnupfen?“ fragte das Kind verwundert, denn etwas Feuchtes hatte sich Kinderbädeln geföhrt.

Was weiter aus Karl geworden ist, weiß ich nicht. Aber seinen Wüchelpopf habe ich kürzlich in einem alten Familienalbum zwischen den Bildnissen ehr-

würdigen Tanten und Onkeln in Reißfäden entdeckt. Er dürfte sich schließlich doch noch zu allseitiger Zufriedenheit entwickelt haben.

Kinder zeichnen Tiere

Zur Ausstellung im Pestalozzianum Zürich
November bis Januar.

Der kantonalen Zürcher Tierzuchtverein und ein paar weitere Institutionen haben einen Wettbewerb für Tierzeichnungen unter den sechs- bis sechzehnjährigen Schülern ausgeschrieben, und die Frucht dieses Aufzuges ist nun in den Räumen des Pestalozzianums in über die hundert begabten oder fleißigen Zeichnungen ausgeföhrt.

Es gibt immer etwas Eigenartiges und Geheimnisvolles um Kinderzeichnungen, und je jünger das Kind noch ist, umso gerader wird dem behaglichen Augen ein Bild in das Gedankenleben des Kindes frei, in eine verwickelte und träumerische, oder schon sachlich und klar stehende Anschauung der Welt. Die Idee, Kinder zeichnen Tiere, zu lassen, (was ja eigentlich nicht das Bestmögliche ist, denn Menschen, Häuser und Berge sind leichter, weil jedes Kind fast verstanden) war eine sehr glückliche, denn weit mehr als durch Natur und Worte lernt das Kind ein Tier durch eigenes Erleben und Anschauen kennen. — Schon in der Art der Darstellung wird die Beziehung des zeichnenden Kindes zum betrachteten Tiere klar: da ist der Zirkus mit seinem Zauber, der zoologische Garten — was für

schönfarbige Fische mit zarten Schleierschwänzen muten da geschloffen! — und die eigene vertraute Tierwelt: Hunde, Kühe und Pferde, Berde vor allem, in den mühsamen Bewegungen der Glieder, so eine bewegte Jagd mit flatternden Wägen, für die das Papier nicht groß genug sein kann, ein Milchschaf, das traurig den Kopf senkt, und schließlich das „Urschaf“ im Bild eines Eichenbüchlein: vier Beine, ein Kopf, ein Schwanz, aber das es ein Pferd ist, darüber besteht kein Zweifel! Hier wäre auch nach der wunderbaren Scherechnung von löschenden Reiten zu erwähnen, der unter die prämierten Werke gehört, und damit zeigt, daß eine alte Volkstümlichkeit immer wieder geübt wird.

Daneben gibt es Tierbilder, zu denen sich ganze Gedächtnis erfinden ließen, und man möchte gerne die kleinen Leute austragen, warum etwa das riesige Schmeißer lo grimmig seines Weges zieht auf der Landstraße, unter einem Himmel mit fohlschwarzen Wolken und einer blutroten Sonne. Oder was alles auf der märchenhaften Waldwiese beim Familienfest der Rebe vor sich geht, und warum der gelbe Löwe lo bestimmen dreinschifft, mo er doch an einem großen blutigen Fleischstücken herumstößt?

Am ersten Rang stehen erstaunliche Zeichnungen, besonders bei den älteren Schülern, wo Tiere naturwissenschaftlich getreu beobachtet und wiedergegeben sind. Eine hirsche Hirschkäfer oder die zerkleinert zarte Biene. Daneben werden auch schon die Einfälle von Vorlagen und Vorbildern spürbar. Walt Disney spricht dazu nicht das selbe Wort! Etwas vom Entzückendsten hat aber doch ein Sechsjähriger geschaffen: ein dicke

grüner Heugewimper, der schief auf einem gespannten roten Wollballen sitzt und den Sprung nicht recht magen will. Er ist nur ein sprechendes grünes Dreieck mit langen Filzhaaren, aber lo richtig und einfühlbar gesehen in dieser Abstraktion, daß man von einem Kunstwerklein sprechen möchte.

Es ist möglich, vor solchen Kinderzeichnungen immer und immer wieder an die neuen peintres primitifs zu erinnern. Die ausgeprohene Freude an den konträrstenden Komplementärfarben ist nun einmal dem Kind eigen, ebenso die feste arabischische Neigung, in der verwickelten Kapselungen zur Geltung kommt. Doch ist es interessant, wie die Rechten ihrer Rechtschändigkeit entsprechend, die Tiere stets nach links hin zeichnen, und wie ein Tierkopf etwa, der von rechts gesehen wird, immer schräger ausgefüllt. Hier greift die Schule ein, das Schmeißerger wird geübt und gemacht, bis die Tiere dann fast ungenauwogen sich bewegen, nach links und rechts gewendet, wobei logar vor kniffligen Fortführungen und Überhebungen nicht halt gemacht wird. — Man hat das Gefühl, daß sehr der händige Lehrer den Kindern zur Seite gestanden haben, denn nirgendwo ist jenes erbarungslose Schmeißerger zu verpöhlen, das lo oft noch in den Schulen der lebenden Zeichenunterricht erleben muß.

Die ganze Schau wird durch Zeichnungen und Plakaten von Kunstgewerbeschulen ergänzt und abgerundet, lo daß ein würdlich erfreuliches Ganzes entsteht, das Eltern und Lehrpersonen, Kindern und — um mit Johanna Spörrli zu reden — „solchen, die Kinder lieb haben“, ein Fest der Augen und des Herzens besetzt.

